



Anlage 1

1. Predigt des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Karl Kardinal Lehmann, im Eröffnungsgottesdienst zur Herbst-Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz am 26. September 2006 in Fulda
2. Predigt des Erzbischofs von München und Freising, Friedrich Kardinal Wetter, bei der Herbst-Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz am 27. September 2006 in Fulda
3. Predigt des Erzbischofs von Berlin, Georg Kardinal Sterzinsky, bei der Herbst-Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz am 28. September 2006 in Fulda
4. Predigt von Bischof Gerhard Ludwig Müller (Regensburg), zum Abschluss der Herbst-Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz am 28. September 2006 in Fulda

Kaiserstraße 161  
53113 Bonn

*Postanschrift*  
Postfach 29 62  
53019 Bonn

Ruf: 0228-103-0  
Direkt: 0228-103 -214  
Fax: 0228-103 -254  
E-Mail: [pressestelle@dbk.de](mailto:pressestelle@dbk.de)  
Home: <http://www.dbk.de>

*Herausgeber*  
P. Dr. Hans Langendörfer SJ  
Sekretär der Deutschen  
Bischofskonferenz

*Redaktion*  
Dr. Martina Höhns  
*verantwortlich*  
Stefanie Uphues

*Es gilt das gesprochene Wort!*

**Predigt des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz,  
Karl Kardinal Lehmann,  
im Eröffnungsgottesdienst zur Herbst-Vollversammlung der  
Deutschen Bischofskonferenz am 26. September 2006 in Fulda**

*Messformular: Um Frieden und Gerechtigkeit*

*Lesungen: Jes 32,15-18 und Mt 5,1-12a (Predigttext)*

**Gerechtigkeit und Barmherzigkeit**

Wir machen uns mit vielen betroffenen Menschen und Verantwortlichen in Gesellschaft und Politik Gedanken über das, was Gerechtigkeit, besonders in sozialer Hinsicht, heißt. Wir wissen, warum schon die klassische Theologie und Philosophie bei der Aufzählung der Kardinaltugenden (Klugheit, Gerechtigkeit, Maß, Tapferkeit) die Klugheit als eine überall notwendige Verhaltensweise, die Gerechtigkeit jedoch als Fundament für alle anderen Formen menschlichen Zusammenlebens betrachtet. Ähnlich sagt es auch der Prophet Jesaja in der heutigen Lesung: „In der Wüste wohnt das Recht, die Gerechtigkeit weilt in den Gärten. Das Werk der Gerechtigkeit wird der Friede sein, der Ertrag der Gerechtigkeit sind Ruhe und Sicherheit für immer.“ (32,16 f.) Dies steht zunächst in einer Spannung zu der Aussage des Evangeliums über die Barmherzigkeit und die Gerechtigkeit: „Selig, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit; denn sie werden satt werden. Selig die Barmherzigen; denn sie werden Erbarmen finden.“ (Mt 5,6 f.)

Oft hat man Gerechtigkeit und Barmherzigkeit als äußerste Gegensätze gesehen. Gerecht erscheint als das, worauf man einen Rechtsanspruch hat. Jeder soll das Geschuldete bekommen. Zugleich wissen wir aus der Heiligen Schrift und unserer Erfahrung, dass wir vor der absoluten Forderung nach Gerechtigkeit nicht bestehen können. Wir versagen immer wieder im Erfüllen dessen, was geboten und gerecht ist. In diesem Sinne führt die „Gerechtigkeit“ fast notwendig zur Verwerfung des Sünders. So müssen wir immer wieder auch Erbarmen vor Recht ergehen lassen, da jeder Schuldner des anderen und auch Gottes ist und deshalb von der Barmherzigkeit lebt (vgl. Lk 6,36).

Nun hat es die Barmherzigkeit unter den Tugenden immer auch etwas schwer gehabt. In der alten Welt bedeutet es oft zunächst Rührung über die unverschuldete Not eines anderen Menschen. Manche versuchen damit Mitgefühl und Verständnis, ja auch Hilfsbereitschaft zu erzeugen. Aber die philosophischen Tugendlehren haben immer auch etwas scheel und geringschätzig auf die Barmherzigkeit heruntergeschaut. Sie wurde vor allem als bloß sinnliche Erregung verstanden und darum auch als sittlich minderwertig beurteilt. So empfand Kant die Barmherzigkeit als „eine beleidigende Art des Wohltuns“. Nietzsche sah in ihr einen weichlichen Egoismus, der das Leiden in der Welt nur noch vermehrt und den Leidenden auch entehrt. „Wahrlich, ich mag sie nicht, die Barmherzigen, die selig sind in ihrem Mitleiden: zu sehr gebricht es ihnen an Scham.“ (Also sprach Zarathustra II)

Es ist schon etwas dran. Zur Schau gestellte Barmherzigkeit kann den Bedürftigen und Armen, aber auch denjenigen, der Vergebung erfährt, noch mehr erniedrigen. Wir kennen neben Erbarmen das Wort erbärmlich: Not und Elend können erbärmlich sein, aber auch ein

gnädiger, von oben herablassender Umgang mit Menschen in vielfältiger Not. Dennoch brauchen wir so etwas wie Barmherzigkeit. Schon die alte Welt wusste, dass man gerade dann, wenn man eine strenge Gerechtigkeit fordert, auch wieder den konkreten Situationen menschlich entsprechen und begegnen muss. So ist z.B. die „Billigkeit“ wichtig, die primär auf die Absicht eines Gesetzes schaut und um Lücken weiß. Es braucht aber auch die Freundschaft unter den Menschen. Wo Zuneigung herrscht, kann man einem Menschen besonders gerecht werden. Die Gerechtigkeit braucht wegen der Gleichheit für alle eine generelle Norm; aber auch der Einzelfall braucht in seiner unverwechselbaren Besonderheit Beachtung und Rücksicht. Man braucht auch viel Takt, um dabei nicht willkürlich und ungerecht zu werden.

Deshalb ist es verständlich, dass wir zuerst Gott selbst barmherzig nennen. Viele Worte in der Bibel sind uns dabei sehr geläufig: „Der Herr ist gnädig und barmherzig, langmütig und reich an Gnade.“ (Ps 145,8, vgl. 111,4); „Der Herr ist gnädig und gerecht, unser Gott ist barmherzig.“ (Ps 116,5) Dies bezeugt sich auch im Neuen Testament, wenn Paulus den Zweiten Brief an die Korinther mit den Worten beginnt: „Gepriesen sei der Gott und Vater Jesu Christi, unseres Herrn, der Vater des Erbarmens und der Gott allen Trostes.“ (2 Kor 1,3) Die Barmherzigkeit Gottes konkretisiert sich vor allem in der Vergebung der Schuld, sie gewährt Schutz und Leben. Der Mensch wird nicht in einer missglückten Vergangenheit eingesperrt. Gott befreit ihn vielmehr durch Vergebung zu einem neuen Leben in die Zukunft hinein.

So will Gott auch Barmherzigkeit, Recht und Güte für die Menschen (vgl. Hos 6,6; 12,7, Sach 7,9). Vor allem ist die von Gott geforderte helfende Tat gegenüber dem notleidenden Menschen gemeint. Der Barmherzige Samariter (vgl. Lk 10,37) ist zum unübertrefflichen Symbol geworden. In der Auseinandersetzung mit den Pharisäern fordert Jesus (im Anschluss an Hos 6,6) Barmherzigkeit, nicht Opfer. Gott schenkt Barmherzigkeit in souveräner Freiheit. Er ist durch nichts gezwungen. Ein Höhepunkt der biblischen Verkündigung vom barmherzigen Gott ist das Gleichnis vom Verlorenen Sohn (vgl. Lk 15,11-32). Zur Barmherzigkeit gehört das durch nichts geschuldete Entgegenkommen, so wie der Vater dem verlorenen Sohn, den er schon von ferne sieht, Mitleid zuwendet (vgl. 15,20).

Wir haben über das Erbarmen Gottes von dem verstorbenen Papst Johannes Paul II. ein hervorragendes Dokument, nämlich seine zweite Enzyklika vom 30. November 1980 „Dives in misericordia“ (vgl. die Ausgabe „Der bedrohte Mensch und die Kraft des Erbarmens“. Revidierte deutsche Übersetzung und Kommentar von K. Lehmann, Freiburg i. Br. 1981). Es wäre zu wünschen, dass die Kirche sich dieses Weltrundschreiben noch viel mehr zu Eigen macht, so wie der Papst ja auch am ersten Sonntag nach Ostern einen „Tag der göttlichen Barmherzigkeit“ in der Kirche eingeführt hat (nebenbei gesagt: in der Nacht zu diesem Tag ist er auch gestorben). Dabei kommt Johannes Paul II. auch auf das Verhältnis von Gerechtigkeit und Erbarmen zurück. Liebe und Erbarmen gibt es nicht ohne den Willen zur Gerechtigkeit. Aber die Gerechtigkeit im Sinne einer bloßen Gleichmachung allein macht das menschliche Leben noch nicht menschlich. Programme der Gerechtigkeit haben nämlich auch zu viel Feindseligkeit, Hass und Grausamkeit geführt. Trotzdem besteht kein Widerspruch zwischen der Gerechtigkeit und dem Erbarmen. „An keiner Stelle der Frohen Botschaft bedeutet das Verzeihen, noch seine Quelle, das Erbarmen, ein Kapitulieren vor dem Bösen, dem Ärgernis, vor der erlittenen Schädigung oder Beleidigung. In jedem Fall sind Wiedergutmachung des Bösen und des Ärgernisses, Behebung des Schadens, Genugtuung für die Beleidigung, Bedingungen der Vergebung.“ (Nr. 14, vgl. auch Nr. 4 der genannten Enzyklika) Die Gerechtigkeit braucht noch eine tiefere Kraft um das menschliche Leben zu prägen. Die

Gerechtigkeit verdankt sich in ihrem Wesen noch tieferen Quellen des Geistes. Dies zeigt sich vor allem in den zwischenmenschlichen Beziehungen. „Eine Welt ohne Verzeihen wäre eine Welt kalter und ehrfurchtsloser Gerechtigkeit, in deren Namen jeder dem anderen gegenüber nur seine Rechte einfordert.“ (Nr. 14) Die Welt kann nur dann menschlicher werden, wie es „Gaudium et spes“ fordert, „wenn wir in den vielgestaltigen Bereich der zwischenmenschlichen und sozialen Beziehungen zugleich mit der Gerechtigkeit jene ‚erbarmende Liebe‘ hineinbringen, welche die messianische Botschaft des Evangeliums ausmacht“ (Nr. 14 und GS 40). Jesus Christus selbst hat in seinem Leben und Sterben das Gegeneinander von Gerechtigkeit und Erbarmen aufgehoben. Beide haben ihren Ursprung und ihre Erfüllung in der Liebe. Darum gibt auch das Erbarmen der Gerechtigkeit eine neue Gestalt.

Für unsere Welt sind dies zunächst fremde Gedanken. Es ist nicht zufällig, dass man sich auch im germanischen Bereich schwer tat mit der Forderung nach „Barmherzigkeit“. Aber es schafft eben eine tiefere Erfassung der Würde der menschlichen Person. Das Erbarmen ruft eine neue und dauerhafte Form der „Gleichheit“ hervor. Die zwischenmenschlichen Beziehungen werden durch die sich erbarmende Liebe immer wieder gereinigt. Indem die Barmherzigkeit und das Mitleid an das Leiden und den Schmerz der Menschheit erinnern, werden wir auch in eine neue kreatürliche Solidarität hineingenommen. So lebt auch mancher revolutionäre Eingriff aus der Kraft des Mitleids, der Synthese von Kopf und Herz, Vernunft und Leidenschaft, aber leider ist sie ohne die Nachfolge Jesu Christi in der Gefahr der Entfremdung.

Barmherzigkeit und Erbarmen sind auch eine wichtige Klammer zwischen der Soziallehre der Kirche und der Heilsbotschaft. Sie zeugt von der letzten inneren Kraft des Evangeliums und der Kirche. Das so verstandene Erbarmen kann die Welt am tiefsten aus den Angeln heben. Die sich erbarmende Liebe ist die stärkste revolutionäre Kraft der Welt. Es enthält ein explosives spirituelles Potenzial zur Veränderung der zwischenmenschlichen Beziehungen und auch der gesellschaftlich-politischen Strukturen. So kann man das Gewicht des Jesuswortes ermessen: „Seid barmherzig, wie es auch euer Vater ist!“ (Lk 6,36)

*Es gilt das gesprochene Wort!*

**Predigt des Erzbischofs von München und Freising,  
Friedrich Kardinal Wetter,  
bei der Herbst-Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz  
am 27. September 2006 in Fulda**

„Die Welt braucht Gott. Wir brauchen Gott“, sagte der Hl. Vater bei der Eucharistiefeier in München. Damit hat der Papst das Grundanliegen angesprochen, das in den Predigten und Ansprachen während seines Besuches immer wiederkehrte: „Gott als Zentrum der Wirklichkeit und als Zentrum unseres eigenen Lebens“ neu wahrnehmen inmitten der „Schwerhörigkeit Gott gegenüber, an der wir gerade in dieser Zeit leiden“.

„Die Welt braucht Gott. Wir brauchen Gott. Welchen Gott?“ fügte der Papst hinzu. Wie aktuell diese Frage ist, zeigt sich in diesen Tagen in der Diskussion, die nach seiner Rede in der Universität Regensburg weltweit entbrannte.

Welchen Gott brauchen wir? Wo finden wir ihn? Wie erkennen wir ihn? Gott hat uns in Jesus Christus sein menschliches Antlitz gezeigt. Auf die Bitte des Philippus: „Herr zeige uns den Vater“ antwortet Jesus: „Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen“ (Joh 14,9). Gott hat sich uns anschaulich gemacht in Jesus Christus. In seinem menschlichen Antlitz schaut uns Gott an. Die Menschen, die Jesus begegneten, konnten bei ihm Gott ins Gesicht schauen. Und wo können wir es?

In Manoppello, einem Städtchen in Mittelitalien, wird das Volto Santo, das heilige Antlitz verehrt. Auch der Hl. Vater ist vor wenigen Wochen dorthin gepilgert. Auf einem Gewebe aus Muschelseide ist ein edles, gütiges Menschengesicht zu sehen. Es heißt, dies sei das Antlitz Jesu, das uns der auferstandene Herr hinterlassen habe.

Wenn dies zutrifft, wäre es die kostbarste Reliquie der Christenheit. Freilich, letzte Sicherheit gibt es nicht. Wir wissen nicht, wie dieses Gesicht in das kostbare Tuch gekommen ist. Wenn auf diesem Gewebe das wahre Antlitz Jesu wirklich sichtbar wäre, was wüssten wir dann von Gott? Wir könnten nur sehen, wie der menschengewordene Gottessohn ausgesehen hat.

Dagegen hat uns Jesus auf eine andere, sichere Weise gezeigt, wer und wie er ist: in den Evangelien. Sie geben uns Antwort auf die Frage, die Papst Benedikt gestellt hat: „Welchen Gott?“ Die Evangelien zeigen uns, wer Jesus ist; wer Gott ist, der in Jesus Christus zu uns gekommen ist und sich uns in ihm geoffenbart hat.

Aus den Evangelien erfahren wir von Gott mehr, als uns ein echtes Jesusbild zeigen könnte. In ihnen zeigt uns Gott, wer er ist, wie er denkt, wie er handelt, wie er liebt.

Im heutigen Evangelium hören wir von Jesus, wie er sich uns liebevoll zuwendet: „Als er die vielen Menschen sah, hatte er Mitleid mit ihnen; denn sie waren müde und erschöpft wie Schafe, die keinen Hirten haben“ (Mt 9,36). Gott zeigt sich uns hier als ein sich um uns sorgender Gott, der uns aufhelfen will, als Gott, der uns liebt. Den Kleinen, Schwachen, Hilflosen, Verachteten wendet er sich besonders zu. Das unterstreicht der Apostel Paulus in

der Lesung: „Das Schwache in der Welt hat Gott erwählt, ... das Niedrige in der Welt und Verachtete hat Gott erwählt, das, was nichts ist“ (1 Kor 1,27f.). Nichts ist ihm zu gering, zu niedrig und zu klein.

Wie weit die Liebe Gottes geht, verkündet das Evangelium so: „Gott hat die Welt so sehr geliebt, dass er seinen einzigen Sohn hingab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht zugrunde geht, sondern das ewige Leben hat“ (Joh 3,16). Am Kreuz sehen wir das durchstochene Herz Jesu; Gottes Herz steht uns offen; er liebt uns mit einer Liebe, wie sie größer nicht sein kann.

Vertiefen wir uns darum in das Evangelium. In ihm entdecken wir, wer Gott ist und was er für uns ist. In seiner Predigt im Freisinger Dom vor den Priestern und Diakonen sagte der Hl. Vater an Jesus gewandt: „Wecke die Menschen auf, zünde in ihnen die Freude für das Evangelium, lass sie erkennen, dass es der Schatz über allen Schätzen ist und dass, wer ihn entdeckt, diesen weitergeben muss.“ Der Schatz über allen Schätzen, den er uns im Evangelium zeigt, das ist Gott mit seiner unbegreiflichen Liebe.

Die Worte des Hl. Vaters stammen aus einer Predigt vor Priestern und Diakonen, die durch die Weihe zur Verkündigung des Evangeliums bestellt sind. Angesprochen sind freilich alle Christen. Wir alle müssen diese wahrhaft frohe Botschaft von Gott, der Liebe ist, weitertragen. Auch Menschen, welche die Bibel nicht lesen, müssen Gott entdecken können im Buch unseres Lebens.

Der hl. Vinzenz von Paul, dessen Fest wir heute begehen, ist uns Vorbild darin. Er ist einer der ganz großen Apostel der Liebe Gottes durch seine Liebe zu den Menschen. Er wusste sich „aufgerufen, Gottes Liebe überall hinzutragen, ... dieses göttliche Feuer.“ „Ich habe Hochachtung und Liebe, um eine ganze Welt damit zu beschenken“ sagte er. Um dies ins Werk zu setzen, gründete er den Orden der Lazaristen und der Kongregation der Vinzentinerinnen, der Barmherzigen Schwestern. Sie sollten das göttliche Feuer der Liebe in die ganze Welt hinaustragen.

Denken wir an die italienische Schwester Leonella Sgorbati, die vor wenigen Tagen von fanatischen Moslems in Mogadischu auf offener Straße erschossen wurde. Ihre letzten Worte waren: perdono, perdono, perdono – ich verzeihe, ich verzeihe, ich verzeihe. In diesen Worten klang das Wort des am Kreuz sterbenden Heilandes weiter: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun“ (Lk 23,34). In ihrem Verzeihen ist Gottes verzeihende Liebe zu uns Menschen sichtbar geworden.

Gott will, dass auch in unserem Leben etwas von der Liebe aufleuchtet, die er selbst ist.

Der Besuch des Hl. Vaters ist vorüber. Wiederholt wurde die Frage gestellt: Was bleibt? Was bleibt, hängt von uns ab; davon, ob wir den Samen des Evangeliums, den Papst Benedikt in unsere Herzen ausgestreut hat, in unserem Leben Frucht bringen lassen, für uns selbst und für andere.

Versenken wir uns in das Evangelium, auf dass wir den Schatz über allen Schätzen entdecken und weitergeben; dass die Menschen an unserem Leben erfahren, welchen Gott die Welt braucht, welchen Gott wir brauchen: den Gott, der uns in Jesus Christus seine Liebe schenkt, die Liebe, die er selbst ist.

Amen.

*Es gilt das gesprochene Wort!*

**Predigt des Erzbischofs von Berlin, Georg Kardinal Sterzinsky,  
bei der Herbst-Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz  
am 28. September 2006 in Fulda**

*Ansprache am Fest der Hl. Lioba*

*Weish 7,7–8,1 i.A.*

*Joh 15,5.8–12*

Liebe Mitbrüder,

es bedarf an dieser Stelle keiner Begründung, dass wir heute hier in Fulda mit Dankbarkeit und Freude das Fest der heiligen Lioba feiern. Mit dieser großen Äbtissin war der heilige Bonifatius – über verwandtschaftliche Beziehungen hinaus in geistlicher Weise – so eng verbunden, dass er wünschte, sie solle einmal neben ihm beigesetzt werden.

Ihre Gebeine ruhen nun nicht unmittelbar neben seinem Grab, aber in der Nähe, hier in Fulda auf dem Petersberg.

Mit klösterlichen Gemeinschaften in seinem Heimatland ist Bonifatius immer in lebendiger Verbindung geblieben. Von dort bezog er Bücher, Geräte, Gewänder, Geld und andere Hilfen. Briefe gingen hin und her. Wenn er sich besonders bedrängt sah, bat er die Freunde in der Heimat inständig um die Hilfe des Gebetes.

Die Verbindung der auf dem Festland wirkenden angelsächsischen Missionare mit der Heimat begeisterte immer neue Kräfte und regte die Mitarbeit in der Mission an. Im Strom dieser Männer und Frauen kam auch Lioba mit einer kleinen Frauengruppe nach Germanien. So konnte Bonifatius die kultivierte Welt der angelsächsischen Frauenklöster unmittelbar der Mission dienstbar und in seinem Missionsland heimisch machen. Man versteht, dass Bonifatius vor seiner letzten Fahrt nach Friesland von Lioba Abschied nahm und sie ermahnte auszuharren. Er empfahl sie dem Schutz des heiligen Bischofs Lullus und der Fuldaer Mönche und bestimmte eine gemeinsame Grabstätte in Fulda.

Bis zum heutigen Tag haben Klöster für die Kirche und speziell die Mission ihre Bedeutung behalten. Sie werden sie immer behalten. Sie sind Bildungsstätten, an denen Menschen jene Weisheit gewinnen, von der die Heilige Schrift sagt – wir haben es in der Lesung gehört –: sie sei ein unerschöpflicher Schatz, mit dem „alle, die ihn gewinnen, die Freundschaft Gottes erlangen“. Die klösterlichen Gemeinschaften sind wie geistliche Biotope, von denen Ströme religiösen und caritativen Lebens ausgehen; Zeichen, an denen erkennbar wird, welche Früchte geistliches Leben bringt; Kraftquellen, aus denen Frauen und Männer schöpfen, um ihre Lebensaufgabe erfüllen zu können. Sie sind Rebzweige am Weinstock, der Christus ist, Rebzweige, die – um im Bild des Evangeliums zu bleiben – „der Vater reinigt, damit sie mehr Frucht bringen“.

Wir wissen die geistlichen Gemeinschaften in den Klöstern auch heute zu schätzen, und nicht nur wir Bischöfe, sondern viele, sehr viele: gläubige und sogar ungläubige Menschen.

Es gibt eine ganz merkwürdige Diskrepanz: je kleiner die klösterlichen Kommunitäten werden, weil der Nachwuchs gering geworden ist, umso höher werden sie geschätzt. Oft ist Bedauern zu hören, wenn ein Orden ein Kloster aufgeben muss. Vor Jahrzehnten konnte man manches lästernde und verdächtigende Wort und manche herabsetzende Rede hören. Heute spricht man mindestens unter Gebildeten mit großer Hochachtung vom monastischen Leben und von den Leistungen der Orden in der Geschichte. Klöster werden aufgesucht, nicht nur um kulturelle Leistungen vergangener Zeiten zu besichtigen, sondern um heutigen Zeugen geistlichen Lebens zu begegnen. Mancher Gast möchte einige Tage, manchmal auch Wochen, am Leben der Kommunität teilnehmen. Vielleicht geschieht dies nur, um sich in der Ruhe und Stille des Klosters von der Hektik modernen Lebens und ihren Folgen zu erholen; immer häufiger aber wohl auch um des Beratungsgesprächs und der geistlichen Begleitung willen.

Sorge bereitet – zuerst natürlich den Ordensgemeinschaften selbst, aber auch uns Bischöfen und wohl allen, denen an der Kirche gelegen ist –, dass der Nachwuchs nicht ausreicht. Die sozial-caritative Tätigkeit, die eine Zeit lang vor allem von Orden geleistet wurde, mag von anderen Kräften fortgeführt werden – glücklicherweise. Wird dabei auch deutlich, dass diese Wohltätigkeit eine Frucht der Nachfolge Jesu ist?

Es ist ein Trost, dass kontemplative Gemeinschaften nicht im gleichen Maß wie die caritativen Orden vom Schwund betroffen sind; aber es ist ein schwacher Trost: Denn der Nachwuchs ist auch dort bei Weitem nicht ausreichend. Vielleicht ist die augenblickliche Situation der Ruf nach einer Reform, wie sie Orden von Zeit zu Zeit erlebt haben. Vielleicht bahnt sich eine neue Weise des Lebens nach den evangelischen Räten an, die noch keiner recht beschreiben kann.

Wie dem auch sei, geistliche Gemeinschaften sind ihrer Bestimmung nach Zeugen für die Quellen, aus denen die Kirche lebt: nicht aus ererbten oder erwirtschafteten Gütern, nicht aus kulturellen Leistungen der Vergangenheit, nicht aus erworbenem Wissen, sondern aus der bleibenden Verbundenheit mit Christus.

Man wird der Kirche unserer Tage nicht vorwerfen können, sie sei träge; es mangle an Aktivität. Man wird ihr auch nicht vorhalten können, sie sei einfallslos in der Entwicklung pastoraler Strategien. Aber nehmen wir ernst genug, was das Evangelium uns so eindringlich ans Herz legt: Die Quelle aller geistlichen Fruchtbarkeit liegt in der Verbundenheit mit Christus!

Der wahre Weinstock, heißt es in der Bildrede, das heißt jene Pflanzstätte, die Früchte hervorbringt, die vor Gott bestehen können, ist Jesus Christus selbst. Niemand sonst.

Keine Institution, keine Gemeinschaft, keine Einzelpersonlichkeit. Es ist aber die Bestimmung und die Würde der Jünger Jesu, dass sie mit Ihm verbunden sind wie Rebzweige mit dem Weinstock. Jesus Christus will gerade in ihnen fruchtbar werden.

Sie selbst können nicht anders Frucht bringen als aus der Gemeinsamkeit des Lebens mit Ihm. Er in uns und wir in Ihm!

Die Geschichte hat es oft erwiesen: Die besten Früchte sind nicht gewachsen, wo die politischen oder ökonomischen Voraussetzungen für kirchliches Handeln optimal waren, sondern – vielleicht gerade in Armut und Bedrängnis – wo die Christusverbundenheit gelebt wurde. Und Persönlichkeiten, auf deren Werk wir mit Bewunderung schauen, verraten, dass ihnen – nicht nur im Blick auf den Lebensentwurf, sondern in jedem neuen Tagewerk – die immer erneuerte innere Einheit mit Christus der Lebens- und Kraftquell war. Franz von Sales etwa bezeugt, dass er die Stunde der Meditation täglich neu nötig habe; und wenn ihn ein schwieriges oder umfangreiches Tagesprogramm erwartete, habe er die Zeit des stillen Gebetes verdoppeln müssen.



Jeder muss herausfinden, in welcher Weise seine Christusverbundenheit erhalten und gepflegt wird. Es gibt auch die Gemeinsamkeit in den geistlichen Gütern. Die heilige Lioba wusste, dass das Leben ihrer klösterlichen Gemeinschaft dem Werk des Bischofs und Missionars Bonifatius zum Segen wurde; und Bonifatius fand Trost darin, dass auch hinter Klausurmauern für die Mission gebetet und gearbeitet wurde.

Gebe Gott, dass geistliche communicatio das Werk der Kirche auch heute belebe.  
Amen.

*Es gilt das gesprochene Wort!*

**Predigt von Bischof Gerhard Ludwig Müller (Regensburg)  
zum Abschluss der Herbst-Vollversammlung der  
Deutschen Bischofskonferenz am 28. September 2006 in Fulda**

Liebe Mitbrüder im Bischofs- und Priesteramt!  
Liebe Schwestern und Brüder im Glauben an Jesus, den Herrn!

Wir sind noch alle bewegt von dem einzigartigen Erlebnis der Apostolischen Reise unseres Heiligen Vaters Papst Benedikt in seiner deutschen und bayerischen Heimat. Diese Reise begann mit einem Gebet an der Mariensäule in München und führte den Papst über Altötting – das Herz des katholischen Bayerns – über Regensburg am Ende nach Freising, wo er vor über 50 Jahren von Kardinal Michael Faulhaber zum Priester geweiht worden war.

Im Papamobil konnte ich selbst augenscheinlich die überschwängliche Begeisterung vor allem junger Menschen miterleben, die den vier Kilometer langen Weg vom Hubschrauberlandeplatz bis zum Regensburger Priesterseminar zu Zehntausenden säumten.

Viele sprachen vom einem triumphalen Einzug des Papstes in die Stadt, wo er acht Jahre lang an der Universität mit großem Erfolg die dogmatische Theologie gelehrt hatte.

Wenn man sich die Mühe macht etwas genauer hinzuschauen, dann galt der Jubel jedoch nicht einem Triumphator. Es gab keine Jubelszenen wie bei der Heimkehr einer Fußballmannschaft, die das Endspiel gewonnen hat. Mit meinen eigenen Augen konnte ich sehen, was sich hier ereignete und was in die Tiefe des Glaubens und des christlichen Lebensgefühls führt.

Der Heilige Vater nahm nicht Huldigungen für seine Person entgegen. – Das war alles andere als ein Personenkult mit seiner hybriden Lächerlichkeit. Er winkte und grüßte zurück, indem er die Menschen segnete und für sie betete. Die vielen Gläubigen dankten es ihm mit einem aus dem Herzen kommendem Leuchten in den Augen. Geradezu mit den Händen zu greifen war die Freude an der Frohen Botschaft, die uns alle verbindet und zur Kirche des lebendigen, drei-einigen Gottes der Liebe macht: die Frohe Botschaft, dass nicht Sinnleere und Orientierungslosigkeit, die im Meinungsbetrieb tagtäglich produziert werden, das letzte Wort sein können. Der Mensch ist nicht das zufällige Konglomerat einer mit sich selbst spielenden Materie, sondern ein geistiges und fragendes Wesen, dem Gott die Antwort der Liebe und des ewigen Leben niemals vorenthält.

Schon bei der spirituellen und pastoralen Vorbereitung in den Pfarreien, den katholischen Verbänden, geistlichen Gemeinschaften und Bildungswerken konnte man immer wieder die Dankbarkeit spüren über die zentrale Botschaft des Papstes für unsere Zeit, die er in seiner Enzyklika „Gott ist die Liebe“ so wirkmächtig verkündet hatte.

Mit einemmal begriffen Millionen von Christen, dass sie nicht die letzten Vertreter einer dem Untergang geweihten Kultur sind. Die alltäglich erlebte Kränkung und Herabsetzung des christlichen Glaubens als vormodern, unaufgeklärt, unkritisch und traditionalistisch ist gelöscht in der Erfahrung, dass es zur Botschaft der Liebe keine Alternative gibt. Und wir, die wir an Christus, den Sohn Gottes glauben, der im Heiligen Geist die Freiheit und Herrlichkeit der Kinder Gottes geoffenbart hat (Röm 8,21), sind die Zeugen und Vermittler der Liebe Gottes, der will, dass alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen. (1 Tim 2,4).

Bei diesem großen Fest des Glaubens und der katholischen Lebensfreude konnte man es erleben, was das II. Vatikanum von der Sendung der Kirche bekennt: „Die Kirche ist ja in Christus gleichsam das Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit.“ (Lumen gentium Art 1).

In der gelösten Stimmung von Hunderttausenden von Pilgern und den Millionen Teilnehmern über die Medien zeigte sich der Widerschein des Erlöstseins von Angst und Schrecken eines Daseinsmüssens in einer sinnentleerten Welt ohne Gott.

Wir alle werden tagtäglich bis zum Überdruß mit den stereotypen Phrasen bombardiert, die uns Christen Minderwertigkeitsgefühle einhämmern wollen. „Der Kirche laufen die Leute davon; die Kirchenbänke werden immer leerer“. Die Weltjugendtage werden niedergemacht, indem man sie zu unverbindlichen Events niederschreibt, während die Jugendlichen von der Lehre des Glaubens nichts wissen wollten und der christlichen Moral willentlich und frivol entgegenhandelten; so sagen es wenigstens diejenigen, welche die großen Gottesdienstfelder nach Beweisen für ihre die kirchliche Jugend diffamierenden Schlagzeilen durchsuchen und am Ende doch nur ihre verdorbene Phantasie mit der Wirklichkeit verwechseln. Der überwältigende Zuspruch vor allem von Jugendlichen und jungen Familien zum Pastoralbesuch in München, Altötting, Regensburg und am Schlußtag in Freising kann gar nicht anders verstanden werden als eine Abstimmung mit den Füßen.

Alle philosophischen, ideologischen und politischen Entwürfe eines Humanismus ohne Gott seit dem 18. Jahrhundert in Europa sind gescheitert. Der hochgemute Aufbruch in eine Zeit, in nur der menschliche Wille zur Macht regiert und allein die menschliche Vernunft das Haus des Menschen erbaut, sind kläglich und unter größten Verlusten gescheitert. Das Projekt einer Welterklärung und einer Bewältigung der menschlichen Existenz mit einer Vernunft ohne Tiefenbeziehung zum personalen und liebenden Gott ist abgestürzt wie uns die atheistischen Diktaturen des 20. Jahrhundert demonstriert haben.

Es bleiben immer die Fragen: Was ist der Sinn des Seins? Wie kann ich mit dem Leiden fertig werden? Was ist über die Endlichkeit und den Tod hinaus zu erwarten?

Die Kirche aber glaubt, so bekennt es das Konzil: Christus, der für alle starb und auferstand, schenkt dem Menschen Licht und Kraft durch seinen Geist, damit er seiner höchsten Berufung nachkommen kann (Gaudium et spes Art 10).

Die Offenheit für die Botschaft des Papstes hat gezeigt, dass die Menschen einen untrüglichen Sinn haben für die Unterscheidung zwischen selbstgemachten Erlösungslehren und ihren Gurus und dem einzigen göttlichen Erlöser.

Jesus Christus, das fleischgewordene Wort Gottes fragt die zwölf Apostel in kritisch zugespitzter Situation. „Wollt auch ihr weggehen?“ Und Simon Petrus und in ihm und mit ihm die ganze Kirche bekennt: „Herr, zu wem sollen wir gehen: Du hast Worte des ewigen Lebens. Wir sind zum Glauben gekommen und haben erkannt: Du bist der Heilige Gottes“ (Joh 6,67 ff).

Dieser personale Glaube als Ganzüberantwortung des Menschen mit Geist und Freiheit an Gott unserem Schöpfer und Vater steht nicht im Gegensatz, ja nicht einmal in Spannung zu all dem, was denkende und forschende Menschen an Wahrheit in den Geistes- Kultur- und Naturwissenschaften erkannt haben. Nur ein vernunftloser Glaube und eine auf die gegenständlich-empirische Welt eingeschränkte Vernunft konstruieren einen Gegensatz. Wir müssen nicht die Vernunft begrenzen, um zum Glauben Platz zu bekommen (Kant). Wir müssen auch nicht die Wahrheit der Offenbarung in eine Gegnerschaft zu Vernunft bringen. Der Christ lebt nicht in zwei Welten: einer sonntäglichen Glaubensexistenz und einer alltäglichen lebenspraktischen Vernunftexistenz, die wie Feuer und Wasser im Streit lägen.

In seiner Regensburger Vorlesung – einer Sternstunde der deutschen Universitätskultur – hat der Papst erneut die Synthese von Glauben und Vernunft, von Freiheit und Liebe, die alle

religiös und politisch motivierte Gewalt gegen Andersdenkende strikt ausschließt, als Weg in eine menschenfreundliche Zukunft aus begründeten Gottvertrauen gewiesen.

Als Nachfolger Petri übt er den universalen Hirtendienst aus: Weide meine Lämmer, weide meine Schafe (Joh 21). Er kann das aber nur aus der größeren Liebe zu Jesus Christus, der uns sein Persongeheimnis offenbart: „Ich bin der gute Hirte. Der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe.“ (Joh 10,11).

Wir haben kein Recht auf Resignation; wir dürfen uns nicht zu Sklaven unserer Lust aufs Jammern und Verzagen machen. Die Nacht ist vorbei, in der die Jünger trotz aller Mühen nichts fangen konnten. Es ist Morgen! Jesus, der Auferstandene steht am Ufer. Und er trägt uns auf: „Werft das Netz aus... und ihr werdet etwas fangen!“ Und sie fingen so viele Fische, dass ihre Netze fast zerrissen. Doch Simon Petrus, der Menschenfischer zog das Netz aufs Land, ins Land der Verheißung, denn im Hause Gottes ist Platz für alle, „die an seinen Namen glauben und denen er darum die Macht gab, Kinder Gottes zu werden“ (Joh 1,12). Amen!